

Nebrue Anzeiger

Zweites Blatt

Druck und Verlag: Buchdruckerei Wihl, Sauer in Kossleben.

№ 142

Sonnabend, den 26. November 1932

45. Jahrgang

Die letzte Woche

Der Weltbundesrat hat zur Zeit die wenig farbige Aufgabe, den endlosen Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern Chinas und Japans über das manchuische Problem geordnet zuzuhören. Der japanische Delegierte vertritt einen großen Wertesinn an den Beweis der Behauptung, daß Japan auf dem asiatischen Kontinent keinerlei Expansionspolitik beabsichtige oder betriebe, daß der schuldige manchuische Staat nur aus dem spontanen, nicht zu unterbindenden Wunsch und Willen der Bevölkerung entstanden sei, die mit China nichts zu tun haben wolle, und daß Japan lediglich die Pflicht spüre, den jungen Staat und seinen jüngsten Bundesgenossen gegen China in Schutz zu nehmen. Demgegenüber wiederholt der chinesische Delegierte sein Klagegeschrei über die japanische Gewalttätigkeit, das den Ohren der Ratsmitglieder so unerträglich klingt, weil es sie tagaus, tagein an internationale Verpflichtungen erinnert, die der eigentliche Vertragsgegenstand für den Weltbund sein sollten, und denen er in vieler eifer erhobenen Klageforderung nicht gerecht zu werden vermag. Als letzter Ausweg bleibt dem Weltbundesrat nur noch der Versuch, den Manchuereifolien auf die Vollversammlung zu überweisen, aber das wäre höchstens ein Zeitgenuss, und es scheint wenig wahrscheinlich, daß die beiden Hauptbeteiligten, daß insbesondere Japan mit einem solchen Wechsel des Forums einverstanden wären. Wenn gar der Gedanke auftaucht, eine neue Kommission des Weltbundesrat in die Manchufrage zu entsenden, die die Verhältnisse in dem neuen Staat überprüfen und die Regierungstätigkeit dort kontrollieren soll, so ist das eine Ausflucht, über die ernsthaft nicht diskutiert werden dürfte, wenn sich der Weltbund nicht vor sich selbst lächerlich machen will.

Die Tatsache, daß in Moskau ein polnisch-russischer Konjunkturpakt abgeschlossen worden ist, wird als günstiges Vorzeichen für die demnächst beginnende russisch-polnische Abrüstungskonferenz gemeldet. Der Nichtangriffsvertrag zwischen Rußland und Polen ist in formen bereits unterzeichnet, und die polnische Regierung stand im Hinblick auf die Ratifizierung dieses Vertrages vor der Entscheidung, ob sie ihre Vereinbarungen mit Rußland ohne Rücksicht auf die gleichartigen russisch-rumänischen Verhandlungen zum offiziellen Abschluß bringen sollte. Man scheint in Warschau die Frage in positiver Stimmung gelöst zu haben, und es ist bezeichnend, daß die öffentliche Meinung Konjunkturfragen diesen Entschluß der polnischen Regierung mit lebhafter Genehmigung begrüßt. Eine andere Frage ist, wie das Echo dieser Vorgänge in Paris sein wird, wo man sich sehr lebhaft, aber, wie die Tatsachen zeigen, vergeblich, bemüht hat, im Osten ein einseitiges Wort der Nichtangriffsverträge zustande zu bringen.

Die amerikanischen Wahlen beginnen sich auszuwirken. Der außenpolitische Kurs der amerikanischen Politik bekommt diese Wahlen deutlich zu spüren. Die ablehnende Antwort Hoovers auf die Anträge Englands, Belgiens, Frankreichs um einen neuen Zahlungsausschuß hinsichtlich der Kriegsschulden ist ein Beweis dafür. Hoovers Ziel war die Aussetzung aller Zahlungen bis zur endgültigen Regulierung der Kriegsschuldenfrage, die einer großen gemeinsamen Konferenz gewilligsten einen zweiten Ausnahmestapel vorbehalten bleiben sollte. Diese große Schuldentfernung war geplant für die Zeit nach dem Präsidentenwahlkampf, wenn die innenpolitische Lage Amerikas durch den Wahlausgang geklärt war. Nun ist sie geklärt, wenn man

so will, negativ geklärt. Roosevelt, mit dem Hoover lange konfiziert hat, und ohne dessen Einverständnis Hoover nicht mehr handelt, ist gegen die Konferenz. Das heißt nicht, daß er gegen die Schuldentilgung im Sinne der Vermittlung ist, aber er wünscht nicht, daß Amerika einer breiten Einheitsfront der Gläubigerstaaten gegenübergestellt wird. Er will getrennte, darum lächerliche Gegner. Nichts ist typischer hierfür als der Einwand, daß Amerika England gegenüber entgegenkommender, großzügiger sich zeigt als gegenüber Frankreich. Schon hat man den Engländern den Lip gegeben, daß die am 15. Dezember fällige Schuldentilgung nicht unbedingt in Dollar und an diesem Termin nicht in voller Höhe geleistet zu werden brauche. In Frankreich dagegen ist man weniger leicht und geschäftlich Amerikas kein betamant geworden ist. Man macht sich Sorgen über die Auswirkungen auf den Kapitalmarkt, die nicht ausbleiben können, wenn die Schuldentilgung an Amerika abgeführt wird. Aber man spürt wohl hier inständig Amerikas starke Hand als Antwort auf die französische bisherige Taktik in den anderen Amerika so wichtigen Fragen, nicht zuletzt der Abrüstung. Und das ist wohl auch einer der Gründe, die dem neuen Präsidenten Roosevelt zu der Taktik Veranlassung gegeben haben, jeden Schuldner für sich zu behandeln. Roosevelt hat erkannt, daß Amerikas mit der Schuldentilgung eine Art Schlüsselrolle im künftigen Weltpolitik, sowohl auf dem Gebiete der reinen Politik wie auf dem Gebiete der handelspolitisch, innehat, und er will diese Schlüsselrolle nicht ohne Gegenleistung aufgeben. Erst wenn er sein Amt angetreten und die neuen Vorkämpfer ernannt hat, wird der neue Kurs Amerikas klar zu erkennen sein.

Preussischer Landtag

Berlin, 25. November.

Der Preussische Landtag trat zu einem auf drei Tage berechneten Volltagssitzungstagen zusammen. Präsident Herrl eröffnet um 15.15 Uhr die Sitzung vor stark besetztem Saal und überführt im Tribünen.

Außerhalb der Tagesordnung gab der deutschnationale Fraktionsvorsitzende Dr. von Winterfeld, namens seiner Fraktion eine Erklärung ab. Darin wird u. a. gesagt, die deutschnationale preussische Landtagsfraktion habe, da die Wahl des Ministerpräsidenten nicht zustande kam, die Einsetzung eines Reichskommissars gefordert und lebhaft begehrt. Wenn auch die deutschnationale Volkspartei nicht mit allen Maßnahmen des Reichskommissars einverstanden sei, so lehne sie es doch ab, mit der gegenwärtigen Regierung Braun, der feierlich Ausführungsbefugnisse zustanden, diese Dinge zu beraten. Sie werde auch feierlich Erklaren und sich auch nicht an Bestimmungen über solche Erklaren beteiligen. Sie werde dagegen ihre Forderungen und Verhandlungen dem Reichskommissar stellen.

Das Haus tritt hierauf in die Aussprache über die Verfassungstreitigkeiten zwischen Preußen und dem Reich ein zu der zahlreiche Anträge verschiedener Fraktionen vorliegen.

Minister Hirtfelder

leitet die Aussprache mit einer längeren Stellungnahme des preussischen Staatsministeriums ein, von dem außer Minister Hirtfelder selbst die Minister Dr. Schroeder, Dr. Schmidt und Grimmle anwesend sind. Als Minister Hirtfelder das Wort ergreift, verlassen die Deutschnationalen den Saal. Der Minister geht zunächst ausführlich auf den Inhalt des Urteils des Staatsgerichtshofes ein und erklärt, obwohl

die Verordnung vom 20. Juli in überaus wichtigen Punkten nach dem Leipziger Urteil mit der Verfassung nicht im Einklang stehe, habe die Reichsregierung es doch nicht für notwendig gehalten, dem Reichspräsidenten die Änderung der Verordnung vorzuschlagen.

Die preussische Regierung verlange in erster Linie die völlige Aufhebung der Verordnung vom 20. Juli.

Wenn der Reichspräsident dem nicht entsprechen zu können glaube, so verlange die preussische Regierung — und dies zu verlangen, habe sie ein Recht —, daß die Verordnung entsprechend dem klaren Wortlaut der Einsetzung des Staatsgerichtshofes abgeändert werde.

Die preussische Staatsregierung sei nur geschäftsführende Regierung und lege keinen Wert darauf, dies noch längere Zeit zu sein. Sie kämpfe nicht für ihre Rechte, sondern für die Rechte der jeweiligen preussischen Staatsregierung. Sie sei hierzu nach der Verfassung verpflichtet, und sie müsse die Gesetze nach der Verfassung durchführen, bis eine neue Regierung gebildet sei. Sie kämpfe aber auch nicht nur für die Rechte der jeweiligen preussischen Staatsregierung, sondern darüber hinaus für die Rechte des Landes Preußen und die Wahrung und Verteidigung dieser Rechte bei der letzten großen Auseinandersetzung über das Schicksal Preußens im Deutschen Reich. In diesem Kampfe erblicke sie die Verwirklichung des Bundtags ohne Rücksicht auf die Parteigegensätze.

Hierauf wurde in die Aussprache eingetreten. Der Redner der Sozialdemokraten Aug. Müller (Soz.) verlangte die völlige Aufhebung der Verordnung vom 20. Juli, Verordnungen, Verfügungen oder Erlasse, die vom Reichskommissar und seinen Vertretern vollzogen worden seien, sowie der Landtag als nicht verfassungsmäßig zustande gekommen und daher als ungültig an.

Die Weiterberatung wurde auf Freitag, 12 Uhr, vertagt.

Der Preussische Staatsrat will klagen

Am Vormittag hatte Staatsminister Hirtfelder bereits im Preussischen Staatsrat den Standpunkt der Regierung Braun zu der durch das Leipziger Urteil und die neuen Maßnahmen des Reiches gebotenen innerpolitischen Lage in Preußen vorgelegt. Im Hinblick auf die Aussprache wurde eine Entschließung des Verfassungsausschusses angenommen, in der u. a. eine neue Klage beim Staatsgerichtshof zur Klärung der Verfassungstreitigkeiten zwischen dem Reich und Preußen gefordert wird.

Der Zusatz zur Backware

Verwendungszwang für Kartoffelstärke.

Berlin, 24. November.

Amlich wird mitgeteilt: Auch für das gegenwärtige Wirtschaftsjahr hat die Reichsregierung die Willkürwendung von Kartoffelstärke bei der Herstellung von Backwaren angedeutet. Die Durchführung des Verwendungszwanges für Kartoffelstärke, der zunächst nur für das Weizenbrot galt, ist den Backbetrieben möglichst erleichtert worden.

So ist die Bemessung des Kartoffelstärkebegriffs nicht in Mäßen übertragen worden, sondern in die Hand des Bäckers gelegt worden; auf diese Weise war es möglich, den Backbetrieben größtmögliche Freiheit in backtechnischen Fragen zu lassen. Der Bäcker kann selbst entscheiden, ob er bei dieser Gebäckart mehr, bei der anderen weniger an Stärke mehl verwenden will.

„Um Himmels willen, Susi, Kind, was ist dir? Was füllst du dir festliche Neben? Komm, sei ruhig, Lieb! Ich habe ganz recht, du bist angestrichen von der weiten Meise, du mußt dich anstreben. Komm, meine dich aus, das wird dir gut tun. Ich bleibe ja bei dir, du Dummes! Ich gebe nicht eher weg, als bis du ganz ruhig bist, meine geliebte Susanne. Solch dumme Gedanken hinter dieser Zeit!“

Järtlich strichen seine Hände über den Kopf der geliebten Frau, die mit geschlossenen Augen in seinen Armen lag, während große Tränen über ihre Wangen liefen.

„Was war für Sachen an dich ab, meine Susi? Bist du denn nicht, daß ich ganz dir gehe, wie gleich ich bin, daß du mein eigen bist, daß dieses Herz nur für dich schlägt, für dich allein?“

Susi und Järtlich sprach er auf sie ein, ihr beifam über das schwarze Haar streichend, über die blauen Wangen, immer und immer wieder.

Dann bot er sie, ganz still zu liegen und sich auszuhalten bis zum Essen. Er würde dann kommen und sie holen, wenn sie ausgerührt ist.

Susanne nicht dankbar, und Peter ging, ihr die Zofe zu schicken. Das Mädchen kam, half mit geschickten Händen beim Anziehen, und half lag Susanne unter der weißen feinen Daunendecke im breiten Bett.

Die Sonne spielte über das mit aller erdlichen Sorgfalt eingerichtete, wunderliche Schlafzimmer und traf jetzt die aufstehende Frau, die sich unruhig im Bett hin und her warf.

Mit einem halblauten Schrei schellte Susanne empor. Sie sprang aus dem Bett, stürzte zum Fenster, und mit einem Beilauß saß sie dort zu Boden.

Regnungssog lag sie da. Die Gedanken führten nicht durch ihren Kopf. In Scherben lag es jetzt da, ihr großes Glück. — Wie konnte sie das alles vergessen haben, die ganze Zeit über — die große Schuld ihres Lebens! Nun kam das Schicksal und zeigte ihr die Faust.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schuld der Susanne Mariski

Roman von Margarete Ankelmann

Copyright by Martin Pauchl-Wagner, Halle (Saale)

Nun war ihr alles klar — der Weg, der Wald, das Haus... Jetzt wußte sie Bescheid, trotz des schrecklichen Schneesturms, der damals die Landschaft verbrüllt hatte und in dem sie Tag und Nacht gewandert war, um möglichst viel Raum zwischen sich und ihre entpöndelte Tat zu legen.

O mein Gott, was war nun geschehen! Mit aller Gewalt war es jetzt wieder über sie gekommen, was sie die Jahre hindurch an Peters Seite verhasst, niedergearbeitet hatte. Nun war es wieder da, das Entsetzliche, die Qual, nun würde es wieder an ihrem Herzen nagen, ihr den Schlaf rauben und die Ruhe.

Peter Heiden war so von Heimtschmerz erfüllt, daß er nichts von dem sah, was seine Frau betogte.

„Sieh, Susanne, nun sind wir da! Dort ist der Heidehof! Gleich fahren wir in den Park ein. Gleich wirst du dein Heim vor dir liegen sehen, wirst dich ausruhen können von den Anstrengungen der Reise. Aber du findest schon die Leute...“

Schon führten sie durch ein Espalier verwehten, grünen Menschen, jünger und alter, Männer und Frauen, bis zur Terrasse des Herrenhauses. Dort, an der Lampe, hatte sich das Gansperserial aufgestellt. Peter Heiden stellte sie ihrer jungen Herrin vor. Dann führte er die tobbeliche Susanne hinein ins Haus.

Susanne ließ alles über sich ergehen; ein Lächeln lag wie angezogen um ihren Mund, mechanisch nicht sie nach allen Seiten. Sie sah nichts von dem schloßähnlichen Gebäude, nicht von den vielen Wänden, mit denen man überwegen alles geschmückt hatte, nichts von dem Regen der Frühlingsschnecken, der über sie niederfiel, als sie das Haus betrat.

Nichts sah sie als ein kleines, blondes, tierisches Geschöpf, das sich zärtlich an eine andere Frau schmeigte und das „Mutter“ jagte zu einer dritten, mütterlichen Heißeres Frau.

Ihr Mann küßte sie innig, als sie in der sonnendurchleuchteten Halle stand. „Gott segne deinen Eingang in dieses Haus, Susanne!“

Susanne brachte kein Wort heraus. Am liebsten wäre sie geflohen, hätte sie dem Manne zugestimmt: „Dah mich, ich bin geachtet, ich darf nicht hieherleben! Einer Glenden öffnest du dein Haus — ich bin nicht wert, als Herrin hier einzuziehen!“

Aber sie sagte nichts von alledem; sie schwieg und fuhr nur mit mattem Gesicht nach Peters Arm, als ob sie dort Schutz suchen, seine Arme spüren wollte.

„Jetzt erntete Peter Heiden die Blasse seiner Frau.“

„Oh, du armes Kind, das war zuviel für dich!“

Er nahm die leichte Gestalt auf seine starken Arme und trug seine junge Frau die Treppe hinauf, in den ersten Stock.

Als Susanne aus ihrer halben Ohnmacht erwachte, lag sie auf einem Rubelbett, in verdundeltem Zimmer.

Sie suchte ihre Gedanken zu sammeln. Sie wußte mit einem Male, daß es jetzt darauf ankam, sich nichts anmerken zu lassen; sie durfte tapfer sein und hart.

Sie lächelte mühsam, als sie den Kopf aufrichtete und zu ihrem Manne hinüberblickte, der in einem Sessel saß, sie ängstlich beobachtend.

Im Ru war er bei ihr, trüete neben ihr nieder, umfing sie mit seinen Armen.

Leidenschaftlich wari Susanne die Arme um seinen Hals.

„Peter — Liebster — oh, du, ich liebe dich, ich liebe dich mehr als mein Leben! Du würdest zugrunde gehen, wenn ich dich lassen müßte. Gott, du schickst mich nicht fort, du schickst mich nicht fort! Du verläßt mich nicht von deinem Herzen? Glaube mir, ich habe nur dich...“

Schluchzend brach sie ab.

Warum Mächtekonferenz?

Deutschlands Haltung zur Abrüstungskonferenz.

Genf, 25. November.

Die Staatsratung in Genf bildet die Rufflie, hinter der sich die Vertreter der Großmächte die Abrüstungsfrage diskutieren wird. Der deutsche Außenminister hat in seinen bisherigen Unterredungen mit den Vertretern Englands, Amerikas und Italiens für den Wunsch dieser Mächte, Deutschlands Rückkehr zur Abrüstungskonferenz zu erreichen, volles Verständnis und weitgehendes Entgegenkommen gezeigt.

Die politische Haltung Deutschlands gegenüber der Konferenz kommt darin zum Ausdruck, daß Deutschland die Vorschläge der Simonson Rede — bei aller Kritik im einzelnen — als eine brauchbare Diskussionsgrundlage über die Gleichberechtigungfrage anerkennt.

Gleichzeitig muß aber mit Bedauern festgestellt werden, daß es dem englischen Außenminister bisher nicht gelungen ist, auch Frankreich, auf dessen Haltung es in der ganzen Frage entscheidend ankommt, für den gleichen Standpunkt zu gewinnen. Die Lage stellt sich im Augenblick so dar, daß Frankreich seinen Plan, der in vorläufig noch ganz unübersehbarer Weise die Gleichberechtigung im Rahmen einer allgemeinen Sicherheitsorganisation herbeiführen will, in den Vordergrund stellt und nicht bereit ist, auf den Boden der Simonson'schen Vorschläge zu treten.

Solange Frankreich bei dieser Haltung bleibt, sind naturgemäß für eine Konferenz der Mächte, von der in den letzten Tagen soviel gesprochen wird, die logischen Voraussetzungen nicht gegeben; denn eine derartige Konferenz hätte nur dann Zweck und Sinn, wenn sie auf die allein aufsteht und von allen übrigen Großmächten genehmigte Erörterung der Simonson'schen Vorschläge befreit bliebe.

Andernfalls wäre dies ein überflüssiges Konferenzunternehmen zur Abrüstungskonferenz. Da noch keine Anzeichen für eine Veränderung der französischen Haltung vorliegen, läßt sich ein Zeitpunkt für diese Konferenz nicht absehen.

Hoover soll entscheiden

Washington, 24. November.

Der Versuch Hoovers, seinen Nachfolger Roosevelt schon vor dem Amtsantritt in der Schuldfrage festzulegen, kann als gescheitert gelten. Roosevelt hatte am Mittwoch eine Aussprache über die Schuldfrage mit Finanzminister Mills, der ihn im Auftrage Hoovers aufsucht hatte. Nach Beendigung dieser Unterredung verließ Roosevelt die Stadt. Wie verlautet, hat er Mills erklärt, daß er angeichts der überwältigenden Ablehnung in den Reihen der demokratischen Parlamentarier als Privatmann jetzt nicht in die Regierungsgeschäfte eingreifen könne und es daher Hoover überlassen müsse, mit dem Kongreß über den nächsten Schritt zu verhandeln. Daraus folgert man, daß der Kongreß auf der Bejahung der Dezemberkredite bestehen werde, Hoover jedoch verlieden dürfte, sich Eingang dieser Kredite in eine Neuauflage der Schuldfrage zu veranlassen. Die amerikanische Regierung erwartet jedenfalls, daß keiner der europäischen Schuldverfallenen in Verzug geraten werde.

Anlagerhebung gegen Bankier Seiffert

Wegen Bilanzverschleierung und Untreue.

Berlin, 25. November.

Die Staatsanwaltschaft I Berlin hat jetzt das wegen des Zusammenbruchs der Berliner Bank für Handel und Grundbesitz W. G. eingeleitete Ermittlungsverfahren abgeschlossen und gegen den ehemaligen Direktor dieser Bank, Willy Seiffert, Anklage wegen Bilanzverschleierung und handelsrechtlicher Untreue erhoben. Dem Angeklagten wird zur Last gelegt, seit 1924 fortgesetzt in seinen Darstellungen und Lebensberichten über den Vermögensstand der Bank und in den der Generalversammlung gehaltenen Vorträgen den Stand der Verhältnisse der Gesellschaft willkürlich unzutreffend dargestellt und verschleiert sowie absichtlich zum Nachteil der Bank gehandelt zu haben.

Raubüberfall auf ein Greisenpaar

Berlin, 25. November.

In den Abendstunden wurde von zwei jungen Burichen an einem betagten Ehepaar in der Neuen Königstraße ein gemeiner Raubmordversuch verübt. Gegen 7 Uhr erschienen

in der Wohnung der Eheleute Zeißholz zwei junge Burichen, die sich nach einem zu vermeidenden Zimmer erkundigten. Die 75jährige Frau Hanna Zeißholz ließ die beiden Leute in die Wohnung hinein. Bisherig fühlte sie über die Gestein her und verließ sie schwer mit einem harten Gegenstand. Auf das Geräusch hin kam der 75 Jahre alte Wohnungsinhaber herbei. Im gleichen Augenblick stürzte sich einer der Täter auf den Greis, der gleichfalls schwere Verletzungen erlitt. Auf die Hilfe der Überfallenen ließen die Täter von ihren Opfern ab und flüchteten, ohne etwas zu rauben. Der Zustand der beiden Überfallenen ist ernst. Für die Ermittlung der Täter hat der Polizeipräsident 500 RM Belohnung ausgesetzt.

Australienflieger Klausmann kehrt heim

Schon unterwegs nach Deutschland.

Freiburg, 25. November.

Der Australienflieger Klausmann, der Befehle des Fliegers Vertam, mit dem er letztendlich an der unbewohnten Küste Nordaustralien eine Notlandung vornehmen mußte und nach über einmonatigen in völlig erschöpftem Zustande von Australiern aufgenommen wurde, hat jetzt die Heimreise angetreten. Klausmann, der an den Folgen der erlittenen Qualen schwer erkrankt ist, hat sich am 3. November in Begleitung eines Arztes auf dem Dampfer „Meda“ eingeschifft und wird für Mitte Dezember in Hamburg erwartet.

Zimmer noch Erdbeben

Wieder leichte Erdstöße in Holland.

Amsterdam, 25. November.

Nachts sind in Süd- und Ostholland, vor allem in den Provinzen Nordbrabant und Limburg, neue Erdstöße wahrgenommen worden, die jedoch nicht so stark waren wie die in der Nacht von Sonntag auf Montag. So wurde in der Ortschaft Begele um 3.27 Uhr ein leichtes Beben verspürt, dem um 4.41 Uhr ein zweites folgte. Die Wahrnehmungen in anderen Gebieten weichen zeitlich etwas voneinander ab. Lebererinnung wurde jedoch festgestellt, daß die Beben ähnlichen Charakter wie die in der Nacht zum Montag hatten, allerdings nur vier bis sechs Sekunden andauerten.

Wild-West in Polen

Raubüberfall auf einen Postwagen.

Warschau, 25. November.

Bei Dwarow in Mittelpolen wurde in der Nacht ein Postwagen von Räubern überfallen. Die Postkisten, den Fahrgästen und ein Fahrgast wurden gestohlen. Die Banditen kauften 4200 Zloty und konnten unerkannt entkommen.



Wie man populär wird.

Der neue amerikanische Präsident Roosevelt weist offenbar auch die folgende Kraft der Popularität zu schätzen und bedachte sich daher nicht, vor den Einlen der Photographen an einem Wirtshaus-Besuche teilzunehmen.

um sie besorgt war, so große Mühe er sich auch gab, ihr Leben zu verschönern.

Ob sie hatte Peter so lo lieb, und sie hätte so glücklich sein können, wenn diese Schuld nicht gewesen wäre!

Wie besorgt er war, daß er sie jetzt allein lassen mußte, wenn er hinausfuhr auf die Güter, deren Leitung er selbst wieder in die Hand genommen hatte. Er gab ihr die besten Ratsschläge, wie sie die Zeit am leichtesten verbringen konnte, und sie fügte sich willig seinen Worten.

Einen guten Freund hatte Suzanne schon gefunden unter den Nachbarn. Auch Peter hatte immer gute Freundschaft gehalten mit dem vornehmen, alten Geheimrat Amosius Wallenhäuser, der jetzt auf seinem Stammgut Rosenhain saß, in nächster Nähe vom Weidhof.

Wallenhäuser, ehemals ein bewährter und beliebter Diplomat, hatte viel erfahren und gelernt in seinem arbeitsreichen Leben, und auch jetzt noch vernachlässigte er nichts, was mit den Fortschritten des Lebens zu tun hatte.

Er mußigte und las sehr viel und verstand es, anregend und lebendig zu erzählen.

Der alte Geheimrat war reiflos entzückt von Suzanne's Schönheit und Echarm, und er kam immer wieder, sich mit der jungen Herrin von Weidhof zu unterhalten. Wunderliche Blumen brachte er ihr mit, Wilder, Koniet.

Der Verkehr mit der Nachbarin hatte sich überhaupt recht angenehm angefallen. Es waren nette Menschen, die hier auf ihren Gütern lebten, und Suzanne vergaß zu weilen ihrenummer, wenn sie sich in der Gesellschaft tummelte.

Die Wallenhäuser, so waren auch die anderen Nachbarn ehrlich entzückt von Suzanne Seiden; man verhätschelte und verwöhnte die eigenartig schöne, junge Frau überall, wo sie hinkam, und man bewunderte sie, wenn sie als prägnante Frau durch die Räume des Weidhofes fuhr.

Nur das eine erwiderte keine der Nachbarinnen, sie konnten sich Mühe geben, jedoch sie wollten: niemand wurde vertraut mit Suzanne, niemand konnte sich rühmen,

Westfrieslandflieger Smith in Frankreich. Der junge südafrikanische Flieger Smith, der auf dem Aerodrom Kap-Holl — London eine Notlandung hatte vornehmen müssen und fast eine Woche verfallen war, ist jetzt wohlbehalten in Belgien in Frankreich gelandet. Von dort flog er nach Belgien weiter, wo er gleichfalls landete.

Sich selbst gerichtet

Dortmund, 25. November.

Der Doppelmörder Eintramm, der vor ungefähr vier Jahren wegen in Dortmund-Gefängnissen in einem kleinen Bauernhause die 32 Jahre alte Einzelkinder Helene und die 39jährige Frau des Fördermehlmehls Schmidt durch Revolverkugeln getötet und aus der Wohnung etwa 300 RM geraubt hatte, wurde in Caltrop-Rauzel tot aus dem Emscher geborgen. Der Täter hat zweifellos Selbstmord begangen.

Bunter Wochenpiegel

Die Verbrechen der Gegenwart. — Verbrechen als Krankheit. — Der „Blaubart von Dellerreich“. — Probleme des Strafvollzugs.

Man muß einmal von den juristischen Verbrechen die gelassen, mit aller Deutlichkeit reden. Denn der Mord an der letztjährigen Parlamentarierin Bodo Hinze ist ein Verbrechen, das eine entmenschte Mutter verübt, erdrückt in keiner Grauenhaftigkeit auf tiefer unsere Seele. Da möchte der ruhige Mensch zur Lynchjustiz greifen, da überlegt man sich, aber auch, ob es doch nicht noch bessere Mittel gibt, die Mordlust entmenschter Kreaturen einzudämmen.

Seit es nämlich Mode geworden ist, in den Seelen zu forschen, da gehört zu den Gesellschaftsobjekten des Psychologen der anormale und atypische Mensch, und der Psychologe als Forscher sieht auch in dem Verbrecher meist nur einen Kranken, der durch Vererbung, Alkohol und tausend anderen Einflüsse die moralischen Normungen in einer bestimmten Richtung hinsichtlich eines verbrecherischen Triebes verformt hat.

Wenn die Forschung solche Wege wandelt, dann ist es klar, daß der Strafvollzug auch nach neuen Methoden gegenüber den Verbrechern strebt, die mehr eine Heilung des verbrecherischen Triebes anstreben als eine Strafe vollziehen wollen. Nun darf man aber auch nicht vergessen, daß die Furcht vor der Strafe oftmals abschreckend vor dem Begehen einer Straftat wirkt, und die Abschreckung, die nie allein wirksam sein soll, ist nicht zu unterschätzen.

Man wird sich noch erinnern, daß sich für den Briefträgermörder Reinhold Sogor Simonson fanden, die die Strafe dieses Menschen möglichst mildern wollten, das fand immer wieder dieselben Stimmen, die sich mehr um den Täter als um das Opfer kümmern.

Gerade in diesen Tagen wird vor dem Schurkergericht der oberösterreichischen Hauptstadt Linz ein Prozeß gegen den Frauenmörder Veitgötter verhandelt, der innerhalb zwanzig Jahren zumindsten sieben Frauen ermordet hat. Es handelt sich hier nicht darum, die einzelnen Morde aufzusuchen, sondern darum, daß diesen Verbrecher sein Zuchthaus lebenslang noch verheeren konnte, denn wenige Wochen nach Verhängung seiner letzten sechsjährigen Zuchthausstrafe, am 17. Dezember 1931, erdrosselte er eine Frau in Oberleiner, um gleich darauf, im Februar 1932, einen Mord an der Biedersteinerin Sank in Linz zu begehen. Die letzte Mordtat wurde diesem „Blaubart von Dellerreich“ endlich zum Verhängnis. In Dellerreich ist die Todesstrafe abgelehnt, aber angesichts dieses Verbrechens fordern fast alle Volksteile in Österreich die Wiedereinführung der Todesstrafe. Der Streit um die Todesstrafe ist gewiß sehr sehr heftig, und das Für und Wider muß genau abgemessen werden, aber für ganz besondere Fälle wäre es wirklich angebracht, wenn man mehr auf den Schutz der Allgemeinheit als auf ein verbrecherisches Einzelwesen Rücksicht nehmen würde. Es liegt dann in der Durchführung der Todesstrafe eine Art Prävention der Gesellschaft vor.

Das Leben der Gemeinschaft ist immer wichtiger als das Schicksal des einzelnen. Wir müssen daher zu einer härteren Weltbetrachtung gelangen, denn nicht nur bei dem Kapitalverbrechen des Mordes hat die milde Handhabung des Strafvollzugs ihre abschreckende Wirkung verloren, sondern auf allen verbrecherischen Gebieten ist die gleiche Tendenz zu hören.

Wenn der Forscher im Verbrechen eine Krankheit erblickt, dann werden mit der Zeit auch Wege gefunden werden, dieser Krankheit zu begegnen, aber wenn solche Auffassungen gar zu populär werden, dann liegt gerade der schwache Mensch dazu, seinen Widerstand gegen die Ver-

für nahe zu ziehen. Deshalb kam es, daß Suzanne trotzdem oft allein war, ohne Gesellschaft.

Ob es war so lieb, und man den ganzen Nachmittag über brauchen — ging sie allein hinaus in den Wald. Es war ganz warm; Suzanne trug ein helles, leichtes Kleid, war ohne Hut.

Der Waldweg war köstlich; in tiefem Blau spannte sich der Himmel über den Wald, in den Zweigen jubilierten die Vögel.

Stillschlag ging Suzanne durch den Wald, freudig und quer, ohne auf den Weg zu achten. Träumend summte sie eine Melodie vor sich hin.

Ob sie war so lieb, glücklich zu sein. Und jetzt war sie glücklich! Das dumpe, nagende Gefühl in ihrer Brust war ganz leise geworden. Was nützte es auch, sich herumzuquälen. Sie mußte sich Mühe geben, zu vergessen.

Und Peter war ja so gut zu ihr, so bergensgut! Sie konnte es auch jetzt noch laum lassen, daß alles so gekommen war. Daß das Glück bei ihr eingelebt war, die so lange im Schatten hatte leben müssen. Und jetzt war so viel Sonne um sie und so viel Liebe!

Sie hatte ein Herz errungen, so edel und so rein, wie es wenige gab! Anbeten möchte sie ihn; oft hatte sie ihm das gesch, schmerzhaft und stöhnend. Fast weinend war es dann geworden, hatte ihr gewehrt. Nur sie haben sollte sie ihn, dann wäre er glücklich.

Ob sie ihn lieb hatte! Sie hätte sich ein Leben ohne ihn und seine Liebe gar nicht mehr denken können, und sie mußte, daß alles aus war, wenn sie ihn je verlieren würde.

Immer noch wie in den ersten Tagen ihrer Ehe überflutete er sie mit Beweisen seiner Liebe, jetzt noch konnte er sich darin nicht genug tun.

Und sie, sie fand mit jedem Stunden vor ihm. Scherz lag es ihr auf der Seele, daß sie ihm nicht einmal seinen heimlichen Berzärtelungsstreich erfüllen, daß sie ihm kein Kind schenken konnte. Alle Hoffnung war bisher vergebens gewesen. Sollte das die Strafe sein für ihre große Schuld?

(Fortsetzung folgt.)

Die Schuld der Susanne Marisk

Roman von Margarete Ankelmann

Copyright by Martha Focktswanger, Halle (Saale)

Langsam richtete Suzanne sich wieder auf, sah zum Fenster hinaus. Dort, hinter jenen hohen Bäumen, da führte die Straße entlang, die man laufen gekommen war. Die Straße — an der das Fortisbus lag — in dem ein kleines, blondes Ding lebte, heiter und sorglos, und eine große, glückliche Frau, die mit selbstverständlicher Zärtlichkeit die Liebe dieses Kindes entgegennahm und sich von ihm „Mutter“ nennen ließ.

In der Ecke des Zimmers fand ein kleiner Altar, den die Liebe ihres Mannes für Suzanne hatte errichten lassen. Langsam, mit schweren Schritten ging die junge Frau hinüber und fiel auf die Knie. Ein heißes Gebet erschütterte ihren Körper, ein Gebet um dieses Kind im Fortisbus, das ihr gebürte und von dem sie nichts wissen durfte, weil sie sonst die große, die fürchterliche Schuld verraten würde, die über ihrem Leben lag und die um jeden Preis vergessen werden mußte. Sie würde die Qual ertragen, würde das Kind seiner anderen Mutter lassen müssen; sie mußte dulden und schweigen.

So hieß Suzanne Eingang in ihr Haus.

Das Leben ging seinen Gang, in gleichmäßigem und ruhigem Schritt. Die milde Verzweiflung, die brennende Sehnsucht nach ihrem Kinde, die nagenden Bewußtseinsbisse in Suzanne hatten einer stillen Melancholie Platz gemacht.

So gut es ging, verbrachte sie ihre Gefühle vor ihrem Namen. Aber die Angst, die entsetzliche Angst vor ihrer Liebe, ihrem Geheimnis, das innere Grauen vor etwas Schrecklichem ließen sich nicht bannen, so zärtlich Peter auch

brecherischen Triebe seines Ichs aufzugeben mit der bequemen Ausrede: „Ach bin ja kein Verehrer, was kann ich für meine transtrophischen Neigungen, für meine erotischen Anlagen.“

Solchen oberflächlichen Betrachtungen gegenüber ist noch die Tatsache geltend zu machen, daß auch Krankheiten zum den menschlichen Willen befehligen werden. Wir alle befehlen Fehler, die wir täglich befehlen müssen, aber darin liegt schließlich der Wert eines Charakters, daß er sich gegen seine eigenen Schwächen zu wehren vermag. Eine Warnung für alles menschliche Tun ist die Frucht der den folgenden. Wenn der letzte Endes ein Judasgaleben fast annehmbar erscheinen muß, als das Dabingehören eines Arbeitstodes, dann befehligen die Gesellschaft aus eigener Schuld Semmungen, die jedem aufgelegt werden müssen.

Wenn wir einmal den ganzen Raum dieser Betrachtung dem Thema „Verbrechen“ gewidmet haben, so geschieht es wohl nicht aus Sentimentslust, sondern die vielen Kapitalverbrechen der letzten Zeit bringen geradezu zu einer Erörterung dieses Problems. Auch das gehört zu unserem Gesundheitsprozeß, daß wir uns von verbrecherischen Elementen betreten und der Hemmungslafheit auf diesem Gebiete einen energiegelassenen Widerstand leisten. Allerdings ist dieses Problem weder einseitig vom Philosophen noch vom Juristen zu lösen, sondern alle Anstalten, die mit der Bekämpfung des Verbrechens etwas zu tun haben, müssen hier zusammenarbeiten, damit alle Einseitigkeit vermieden wird. 35 f. g.

Glockliche Romantik

Zum 75. Todesstag von Joseph Freiherr von Eichendorff.

„Ach aber warf mich in das tiefste Gras und sah stundenlang zu, wie Wellen über die idyllische Gegend hinwegzogen. Die Gräser und Blumen schaukelten leise hin und her über mir, als wollten sie jessame Träume weben, die Bienen dazwischen so lommerhaft und in einemort — ach! Das ist alles wie ein Meer von Stille, in dem das Herz vor Wehm untergehen möchte.“ Das sind Worte Joseph von Eichendorffs, die eines der herrlichsten Werke der romantischen Literatur ist, steht die ganze Wahrheit über diesen prächtigen Menschen, der uns die herrlichsten Lieder gesungen hat, denn das Eichendorff'sche Staatsbrot war und ist die Dörrschokolade aus dem Kuchel der Weimarerburg verdient machte, ist alles nebensächlich, denn der Eichendorff, den wir lieben, lebt in seinen dichterischen Traumereien. Wissen wir es wissen, daß er als Sprößling eines alten katholischen Adelsgeschlechtes am 10. März 1788 auf dem Schloß Woburn bei Ratibor in Oberhessen geboren wurde? Wissen wir es wissen, daß er vor 75 Jahren am 26. November 1857 in St. Paulus bei Neise gestorben ist? Das ist nicht notwendig, aber wer die deutsche Seele in ihrer ganzen Innigkeit spüren will, der muß jene Lieder kennen und darum ist es gut, daß es solche Gelegenheiten gibt, die uns ermahnen, uns der köstlichen Schätze zu erinnern, die uns gottbegnadete Dichter hinterlassen haben.

Eichendorff war gottesgabt, aus inniger Frömmigkeit und begeisterter Liebe zur Natur entfangen seine Lieder, die wie leisen eines Dichters Worte zum Volksgut geworden sind.

„Wenn Gott will rechte Kunst erweisen“. In einem hübschen Gedichte „Der hiesige Wald“, „D. Taler wie, o Höhen“, wer möchte die Lieder entbehren von denen jedes einzelne tausend Schläger aufweist. Bei Eichendorff kann man es lernen, Gedichte zu lesen, da hebt man immer neue Verden aus dem Urdraum seiner Seele, und den deutschen Leser faszinieren hat die Dichter Verden gelehrt, die uns ermahnen, uns der köstlichen Schätze zu erinnern, die uns gottbegnadete Dichter hinterlassen haben. Beifolgt nicht die beiden Eichendorff-Lieder Schumanns. „Es war als hätte der Himmel die Erde still geliebt“, jenes wunderbare Gedicht einer Mondnacht, das wie aus Mondlicht selbst gewoben erscheint, und das andere „Gedanken zwei rühre Götter“, oder das Duett von Mendelssohn: „Wohin ich geh und schaue“. Noch viele andere Lieder von Eichendorff, wie „Abendlich schon rauscht der Wald“ oder „Laut Lust kommt blau geflossen“, gehören zu den schönsten deutschen Chorliedern.

Aber was nutzt es, über Dichtungen zu sprechen, die einem nur durch die eigene Empfindung offenbart werden können. Man kann sie machen und wiedergeben: Gedicht und nehmt Eichendorffs Gedichte zur Hand, lest eine seiner köstlichen Novellen, verliert euch in seinen herrlichen Traumbildern, wenn ihr wieder zum Leben werdet, wenn ihr einmal erlahmen wollt, daß zum Glück in unserer allzu schuldigen

Gegenwart eben jener köstliche Schatz Romantik leidet, der unsere Seele wie durch einen Sonnenstrahl leuchtet. „Solch Dirande“, das Warmorbild, „Dichter mit ihre Götter“, alles Novellen, die ein empfindendes Ohr mit auch heute noch durch ihre edle Schönheit berühren. In Eichendorff erleben wir die Romantik, die so wunderbar Blüten trieb, in ihrer schönsten Form, und als romantischer Vorläufer ist diesem deutschen Dichter die Unsterblichkeit gewiß. Glückseligkeit Romantik ist es, die sich überall in seinen Werken widerspiegelt. Was Eichendorff in seinen Briefen sagt:

„Viele Boten geht und gingen
Zwischen Erd und Himmelsluft,
Solchen Gruß kann keiner bringen,
Als ein Lied aus früherer Brutt!“

das hat er auch erfüllt. Er hat immer und immer wieder neue Lieder gesungen, so wie er sie dem Waldesrauschen ablauschte, dem springenden Quell oder dem Vogelklang, so wie er sie erträumte, wenn er stundenlang im tiefen Grale lag und in die wandelnden Wolken blickte, dieser einseitig, unvollständige, herrliche „Zungenzitter“, Joseph Freiherr von Eichendorff.

Gnadenreiche Zeit

Ein stiller Glanz und ein eigenartiger Zauber liegen über den Wochen vor Weihnachten, der geistigen Vorbereitung auf das alljährliche Fest der Geburt Christi. Der erste Adventsonntag ist zugleich der Neudienstag der Kirche, denn mit ihm beginnt das neue Kirchenjahr. Unsere schönsten Erinnerungen von früherer Kindheit an knüpfen sich an diese Zeit froher Erwartung, die ihre Krönung in dem herrlichsten aller Feste, dem lächelnden Weihnachtsfest, findet. Das Erinnern bringt uns in lebendige Nähe und den nächstentfernten Gegenwartsmenschen, und läßt Gedanken in uns wach werden, die sonst bei allen Sorgen und Nöten des Lebensstempels nicht zur Geltung kommen können. „Siehe ich verbinde euch große Freude, denn euch ist heute der Heiland geboren“, diese Worte des Engels sind auch für uns bestimmt, und etwas aus dem ersten Advent, die Gnadenreiche und Glückseligkeit, die einst die Hirten durchströmte, beginnt in uns wieder aufzuklingen in der Adventszeit. Es ist ein heimliches Hoffen in uns, eine stille, geheimnisvolle Freude, die uns die Welt und auch uns selbst wie verwandelt erscheinen lassen.

Überall beginnen die Vorbereitungen auf das Christfest, werden Hebräerungen gelehrt und auch selbst heimlich gearbeitet, Pläne geschmiedet, wie man seinen Lieben oder sonst nahestehenden Menschen eine Freude bereiten kann. Hier und da erklingen schon Weihnachtslieder, und ihr wohlvertrauten Weisen lassen uns ein Traubel des Abends aufhören, als ob aus unsentenen Kindertagen eine alte süßliche Stimme mahndend zu uns herüberträte. Adventsfränge werden geschloßen aus schlichten dunklen Tannengrün und mit Kerzen bestetzt. Sie hängen den Tisch oder hängen an bunten gold- oder silberdurchwirkten Bändern von der Zimmerdecke herab. Im ersten Advent wird eins der Lieder entzundet und an den folgenden drei Sonntagen eins mehr, bis dann am letzten von dem heiligen Abend alle vier mit ihrem stillen milden Schein denen leuchten, die froh und herzlichen Herzens sind.

Und wir sollen uns von dieser Stimmung gefangen nehmen lassen, sollen uns nicht dagegen wehren in einer solchen Scham und die Gedanken nicht befehligen. Wir brauchen solche Ruhepausen, um zur Selbstbestimmung kommen zu können. Dann werden der Unmut und die Müdigkeit, die uns im Daseinstampfe befallen und zu verbittern drohen, von uns weichen. Dann werden sich unsere Herzen wieder der Gnade öffnen und Mut und Hoffnung uns erneut befehlen, um unversagt den Lebenskampf auch weiterhin zu führen. Wenn so das Ges der Erinnerung, das unsere Seele umschließen hält, schmilzt, dann ist in Wahrheit die Adventszeit eine gnadenreiche, die uns wieder die Pforten öffnet zum Reich des Glaubens, der Liebe und der Freude.

Hygiene der Augen.

Von Dr. Fritz Hermann, Berlin.

Gibt es das denn auch, wird vielleicht ein wenig erstaunt der Leser fragen. Von Hygiene der Zähne, von Hygiene der Haut hat man schon öfters gehört! Mit den immer früher werdenden Tagen nicht die Gesundheitspflege der Augen sogar von den Bordgeräten der Militärschiffe festlicher Menschen werden in den Wintermonaten gezwungen sein, bei künstlichen Licht

zu arbeiten, in Büros, in ihren Werkstätten und zu Haus, viele, wohl lauterlich ermüdet, auch noch in den Nachtstunden, um sich ein paar Großchen mehr zu erwerben. Und gerade sie sollten nichts außer Achtlassen, ihr Augenlicht nach Möglichkeit zu schonen, denn es gehört auch zu dem Lebenskapital, von dem sie leben und das einmal nicht mehr zu ersetzen ist.

Seht, wo Hebelzentralen auch die Heiligen Bauernhäuser mit elektrischem Licht versehen, um auch in den allmodernen Mietwohnungen die Gasflamme brennt, wird kaum noch ein Handwerker gezwungen sein, bei Petroleumlicht oder der Stearinleuchte zu arbeiten, er hat es besser als Eltern und Großeltern, um mindestens günstiger zu sein. Und, er es im Sommer dekupiert vermehrt, im großen Sonnenlicht zu sein, weil ihm die Augen schmerzen, sollte fest darauf achten, daß er sich nicht durch zu spürbare Blendung schädigt. Nicht zu wenig Licht und nicht zu viel. Sein Sehvermögen soll durch Arbeit nicht erlöschen, die Augen selbst aber schonen. Ein dunkler Lampenschirm erfüllt diesen Zweck vollkommen.

Beim Lesen ist auch die Körperhaltung von Wichtigkeit. Sie gilt nicht nur in der Schule für die A. B. C. Schichten. Sie gilt für jeden Erwachsenen. Wenn wir „genug“ die Zeitung aus „schöner Höhe“ hindern, müssen wir unsere Augen eine größere Leistung zu, als wenn wir ihnen einen Abstand halten. Und die Entfernung ist die richtige, die den Augen keine unnötige Belastung zumutet, die sich schnell durch Ermüdung fahndet. Das Auge stellt sich selbst auf die richtige Entfernung ein. Jede Schrift, die wir von der Seite lesen wollen, erscheint uns sofort vergrößert.

Bei vielen ist es geradezu eine Frage der Eitelkeit, seine Brillen und überhaupt seine Gläser zu benutzen. Es könnte ihnen ja etwas von ihrer Schönheit abgehen oder sie alt machen! Liebe Leute, wenn ihr erst die Bierzig erreicht habt, solltet ihr nicht mehr so eitel sein. Und der Krümel laßt euch nur aus. Jene, die Brillen braucht ihr, oder doch die meisten von euch, eine Verleumdung. Das ist gewiß keine Schande. Die Kunst in Auge beginnt, ihre Gläser zu wechseln und ihr fängt mit der Lebenszeit an, Arbeit durch das richtige Glas abnehmen. Je besser ihr in der Jugend laßt und je weicht ihr für war, um so höher braucht ihr im Alter eine nahebrille für Lesen und Arbeit. Laßt euch auch vom Augenarzt die richtige Nummer verschreiben. Er unterzieht euch dabei die Augen genau und ihr wisst über ein wichtiges Organ Bescheid. Mit einer falschen Brille schadet ihr euch nur. Und solche Weichtfertigkeit, vielleicht ein paar Großchen zu sparen, richtet sich sehr.

Wenn ihr gern und viel lest, dann achtet ganz besonders darauf, was ihr lest. Schlechter Druck auf schlechtem Papier ist ein böses Augenpulver. Bevorzugt guten, starken Druck und nicht zu kleine Buchstaben. Jedes Buch eines erfahrenen Verlegers nimmt längst auf die Hygiene eurer Augen Rücksicht. Schreit nach dem Inhalt! Im schlechten Bindeformaten ist meist nicht der Inhalt ersehlich. So fann ihr selbst das Beste dazu beitragen, eure Sehkraft zu erhalten und zu pflegen.

Neue Bücher und Zeitschriften.

Handwerk oder Arbeit? Im Hinblick auf die sogenannte Handwerkerfrage zur Gewerbesteuer hat sich eine umfangreiche Besprechung des Reichsministeriums für die Finanzen veröffentlicht. Wann liegt ein Handwerksbetrieb vor. Ueber die Rechtsprechung unterteilt ein zusammenfassender Aufsatz in den „Wirtschaftlichen Rundschau“ des Rudolf Lorenz-Verlages. Weitere interessante Aufsätze aus den letzten Heften: „Gewerbesteuerliche Beurteilung der Steuerwerke“ — Das Recht des Wärlers — Wie pfändet man ein Volkskassenskonto — Jehn Winte für die Abtretung von Forderungen — Steuerliche Behandlung von Jubiläumsgeldern — Veränderung von Forderungen — Der Betriebskassenhof zur Gewerbesteuer — Ueber die alle anderen Fragen des Steuerrechts und der Rechtsprechung berichten schnell und zuverlässig die Wd. „Deutschlands große Fachschrift für Steuerlehre, Rechtslehre und deren Verhältnisse“ bei Rudolf Lorenz-Verlag, Charlottenburg 9.

Der Reichenfund in den Bergen von Jaabo. — Der tote Marlowe — Die Pfeiler der Nacht — Der Zoppelgänger eines Märchens — Und andere andere Detektivgeschichten, ferner die Fortsetzung des außerordentlich spannenden Kriminalromans „Der Kuppel des Grauens“ bringt die sieben Heftchen Nr. 11 der interessanten Zeitschrift „Wahre Detektiv-Geschichten“ (Verlag Dr. Sello-Verlag 48, Berlin, Str. 19). Das reich illustrierte Heft ist für 50 Pf. überall zu haben.

Die Schuld

der Susanne Marisk

Roman von Margarete Ankelmann

Copyright by Martie Feuchtwanger, Halle (Saale)

„Ob, dort drüben im Parkhaus, da gab es ein Kind, das sie an ihr Herz nehmen, das sie begaben und pflegen wollte, wenn sie es nur durfte! Wie herrlich würde es sein, für sie und für Peter, wenn dieses süße Wesen auf dem Heidehof lebte, sich tummelte und das Haus mit seinem Kinderlachen erfüllte.“

Wenn sich Kinder unter und ihren Hals schlingten, wenn eine ganze Stimme flüstern würde: „Mutter, ich hab' dich lieb.“

Vorbei, vorbei! Das hatte sie sich verdient; eine andere durfte sich in diesem Glück fassen. Sie mußte zusehen, von weitem, bangig...

Ob, die Hände, die sie damals begangen hatte! Jetzt fiel sie schwer auf sie zurück. Was damals Schande gewesen war, bittere Schande, jetzt wäre es das höchste Glück.

Peter, in seiner übergebenen Liebe und Zärtlichkeit, würde ihr wohl ein wenig näher sagen; aber beide wußten, daß eine kleine Kinderhand ihr Leben noch fester umschließen, sie einander noch näher bringen würde. Und der Heidehof wartete auf einen Erben, das wußte Susanne, ohne daß Peter mit ihr darüber sprach. Irma von Padewitz hatte einmal seine daron getippt, dann war nie wieder davon gesprochen worden.

Susanne ging dahin, ganz in ihre Gedanken versunken, und sie hörte das Kinderlachen erst, als es ganz in ihrer Nähe erklang. Sie blickte auf. War das die Antwort auf ihre Fragen?

Ein Scham durchschleifte die einsame Frau. Jetzt mußte ein Kind hinter dem Gebüsch tra eine kleine Kinderhand hervorkommen. Wie Sonnenstrahlen fiel es blondlockig über das süße Gesichtchen, als das Kind sich blickte

Das war Magdalena, ihr Kind! Alles andere war vergessen. Sie und ihr Kind, ganz allein hier in dem großen Wald, kein Mensch mehr und keine Hand, die das nicht eine Nahrung des Dummheit? Gott hatte sie erhärtet; in ihre Schuld hinein schickte er ihr das Kind. Keine trat Susanne näher. Das Kind pflichte eifrig Blumen und hörte sie nicht.

„Guck, guck!“ Da sprang ein Eichhörnchen über den Weg. Silberhell lachte das Kind auf, voll Vergnügen über das reizende Tierchen, das hurtig an einem Baum in die Höhe kletterte. Dann schaute es um sich und sah Susanne.

„Oh, guck Gott! Die Tante aus dem Heidehof! Und so schön bist du wie eine Fee.“

Das Kind stand und sah Susanne an, ohne sich weiter vorwärts zu trauen, hin zu der kleinen Dame.

Wie fremd das Kind da stand! Verwunderung stand in seinen Augen, aber auch Verlegenheit und Scham.

Wie haßte Susanne in diesem Augenblick die Eleganz ihres Anzugs, vor der das Kind sich zu fürchten schien. Susanne trat die Tränen in die Augen, ließen ihr die Wangen herunter.

„Nicht weinen, liebe Tante — o bitte, nicht...“ An ihr ließ er gewöhnen, weil sie weinte? Ja, nimmt die Blumendie, die ich für Mütterchen gerührt habe, ich geb' sie dir gern — aber nicht mehr weinen...“

Eine kleine Hand drückte in finstlicher Zehn Susanne ein paar Waldblümchen in die Hand und schaute dann lächelnd und süß zu der traurigen Frau empor, unerschuldvoll und zutraulich.

Wie eine Nacht überlamm es Susanne. Wäplich lag sie auf den Knien vor dem Kind, umschlang seinen Körper, küßte es heiß und heftig auf den Mund, auf die Augen, die Wangen, das Haar, die vollen, roten Wermchen.

Darüber stand das Kind wie bestaunt von der unerwarteten Umarmung, von der heftigen Zärtlichkeit der fremden Frau; dann aber wurde es ängstlich und wollte sich loswinden von der Umarmung.

„Laß mich gehen, Tante, ich muß nach Hause. Mütter-

chen wartet auf mich und bekommt Angst, wenn ich nicht komme.“

„Nun, Magdalena, bleib noch ein wenig bei mir, mein kleines Kind...“

Susanne schrie es bebend, in ihrer Angst, das Kind könnte ihr schon wieder entziffen werden, kaum daß sie es in den Armen hielt. Auf's neue riß sie das Kind an sich, fester noch als zuvor, preßte es inniger an sich.

Wäplich küßte sie ihre Wangen nach und nach und sah, daß das Kind leise und bitterlich weinte. Erschrockt hielt sie in ihren Liebesarmen inne.

„Warum weinst du, Magdalena? Hab' ich dir weh getan?“

„Nein“, antwortete leise und ängstend das Kind.

„Warum weinst du denn, du Kleine?“

„Nein — ich habe Angst — ich möchte nach Hause — zu meinem Mütterchen...“

Susanne ließ das schluchzende Kind los. Was sollte sie tun? Ihr eigenes Kind hatte Angst vor ihr.

Gott strafte sie hart. Dieses Kind, das sie liebte und vergötterte, das sie am liebsten nicht mehr von sich gelassen hätte, es wollte nichts von ihr wissen; es schmeißte ihm, zu der anderen Frau, die es „Mütterchen“ nannte. Diese Erkenntnis war bitter für Susanne.

„Gib mir die Hand, ich will dich nicht verlassen, ich will mit dir sein.“

Erschrockt barg die Arme ihr Gesicht in beide Hände. Als sie aufschau, war sie allein; nur in der Ferne schimmerte das helle Kleidchen des davoneziehenden Kindes, das vor seiner eigenen Mutter floh.

Verlassen stand Susanne und starrte dem hellen Punkte nach, bis er ihren Augen entziffen wurde.

Wohin war die Gläubigkeit verschwunden, die sie vor kurzem noch beherzt hatte? Ode und schwarz war alles geworden um sie herum, trotz Sonnenchein und Maienzäuber! Jerronnen war alles, wie ein letzter Hauch!

Susanne schloß noch die Wärm des Kindes in's pers an dem ihren, das Dagegenkommen, die Kindertränen. (Fortsetzung folgt.)

